



Rüdiger Otto von Brocken

**Rede zur Einführung in die Ausstellung in der Strandkorbhalle  
Hungerhamm in St. Peter-Ording am 02. Juli 2016 anlässlich der  
Eröffnungsveranstaltung**

Guten Tag, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Theodor Storm liebte und sammelte sie: Anekdoten, Märchen und Sagen aus Schleswig-Holstein. Er wusste warum.

„Ein Sachse, der in Holstein Sagen sammelt, sieht einen alten Schäfer am Bach sitzen. Wie der Bach denn heiße, will der Sachse wissen.- Der Schäfer meint, das sage er nicht gern.- Der Sammler wittert eine geheimnisvolle, grausige Bachsage und hakt nach. ‚Der Bach heißt Schietbach‘, erklärt der Schäfer schließlich. Der Sachse fragt, ob es in der Gegend auch Hünengräber gebe. ‚Hünengräber?‘, antwortet der Schäfer verdutzt. ‚Nö, nur Foßlöcher.‘“

Immer wieder erstaunlich, wie vielfältig Realität in Erscheinung treten kann. Besonders wenn - wie im Falle unseres Sachsen - der Wunsch zum Vater des Gedankens wird.

Von dem amerikanischen Linguisten Benjamin Whorf ist überliefert, dass er seinen Studenten den Zusammenhang zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit klar machte, indem er die drei Begriffe übereinander an die Tafel schrieb.

Die Botschaft: Was wir für Wirklichkeit halten, ist hinreichend ungenau, hoch manipulativ, das ganze Gegenteil von Gewissheit und maximal ein Produkt feiner Beobachtung und tatkräftiger Annäherung.

Das österreichische Gesamtkunstwerk Andre Heller brachte es in einem Lied auf die Formel: „Die wahren Abenteuer sind im Kopf, und sind sie nicht im Kopf, dann sind sie nirgendwo.“



Wie weit Realitäten auseinanderklaffen können, erleben wir tagtäglich in den Nachrichten. Denken sie nur an diese verrückten Investmentbanker, deren Finanzwelt keine Vergangenheit und keine Zukunft kennt, sondern nur den schnellen Deal im Hier und Jetzt. Und schon wieder zocken sie – staatlich subventioniert – herum, als gäb's kein Morgen. Oder stellen Sie sich die Lösung der Cuba-Krise mal mit dem heutigen Politpersonal vor: hier Wladimir Putin, dort Donald Trump. Gott bewahre.

Neulich fragte jemand: „Glauben Sie eigentlich, dass es diesen Erdogan wirklich gibt? Interessante Frage. Und so ganz anders als ein Bonmot des Weltbürgers Albert Einstein, der mal einen Schaffner gefragt haben soll, ob London auch an diesem Zug hält.

Womit wir schon mitten im Thema wären.

Das hat sich Thomas Bartram gewünscht und danach nicht nur die mitwirkenden Künstler, sondern auch deren Werke ausgesucht. Linda Hamkens berichtete, dass sie dabei tatsächlich nur sehr eingeschränkt habe mitsprechen dürfen. Bartram kam, sah und sagte, was er haben wollte.

Aber warum Märchen, Sagen, Fabelwesen?  
Was macht diese Themen so reizvoll?

Nun, da ist zum einen das Fabulieren selbst, die Lust am Erfinden, die uns allen innewohnt,

aber mit der Zeit gemeinhin unter die Räder eines galoppierenden Lebensalltags gerät.

Da sind diese Vexierbilder im Kopf, die aus Fundstücken am Strand Fabelwesen machen. Wesen, die die Menschheit seit jeher begleiten: als Phoenix, Drache, Einhorn oder Minotaurus und die widerstreitende Gefühle vermitteln, uns in Angst und Schrecken, aber auch in Verzückung versetzen können.

**Thomas Bartram**, dessen künstlerisches Werk ohne Fabelwesen gar nicht denkbar wäre, hat ein bisschen vorgearbeitet und in dankenswerter Rückwärts-Gewandtheit den alten Brockhaus konsultiert. Dort heißt es: „Ursprünglich wurden Fabelwesen als ganz wirklich genommen, ja sie verkörperten das Wirkliche in seinen unfasslich-unheimlichen Gewalten und erschienen als wider- und übernatürlich.“

Kein Wunder, dass die Schatten an den Feuern der Steinzeitmenschen präsenter waren als in den bis in den letzten Winkel ausgeleuchteten Metropolen der Gegenwart.

Es geht aber nicht nur um solche Fabelgestalten, die Geschichte geschrieben oder ihren Platz in der Weltliteratur erobert haben. Steininformationen in Wüstenlandschaften oder entlang der skandinavischen Scherenküste – wissenschaftlich erklärbar und doch von bizarrer Unerklärlichkeit – zeugen ebenso für ihre Existenz wie diese wunderbaren Augenblicke, da wir – unbeladen von des Tages Mühen – auf einen entgrenzten Meeresspiegel oder eine malerische Wolkenformation am Himmel schauen und uns seltsam eins fühlen mit der Schöpfung - auch ohne zu wissen, wo diese ihren Ursprung hat.

Aber da ist noch etwas: Wir leben in einer Zeit ohne Abenteuer. Und das erhöht den Wunsch nach ihnen. „Der Herr der Ringe“, „Die Tribute von Panem“ oder „Harry Potter“, all das hat – und ich weiß wohl, dass ich mich mit dieser Aussage just auf jenes dünne Eis begeben, das meinen fröstelnden Gedanken vorausseilt, ja wenigstens noch einen Bezug zur Realität.

Es geht auch anders. Wir wissen das. Und auch hier oder gerade hier gelten die Gesetze des Marktes. Oder wie es die Liedermacherin Dota Kehr zusammenfasst: „Die Welt ist was Gemachtes, und Du lebst Deine tägliche Kopie.“ - Dann doch lieber gleich raus oder mitten hinein ins pralle Leben, nach Fantasien oder zu irgendeinem anderen Ort, der uns nicht gleich wieder mit zweckgebundenen Gedanken bedrängt.

Für **Gisela Mott-Dreizler** sind Fabelwesen nicht nur Teil ihres Sujets, sondern ständige Begleiter. In der „Quetsche“ hat sie vielen Volks- und Kunstmärchen, Fabeln und Mythen Form und Farbe, man könnte auch sagen, ein Gesicht gegeben. Die Literatur lieferte dabei immer wieder Vorlagen für eigene Fantasien. Die Figuren verselbständigten sich, begannen ein liebevoll kontrolliertes Eigenleben zu führen, beängstigend und beflügelnd wie das Leben selbst, jedenfalls wenn man nicht unerbittlich von Zerstreuung zu Zerstreuung eilt. Das Unbegreifliche, das es auch in unserer deutungsversessenen Zeit noch immer gibt, wird fassbar, nimmt Gestalt an. Welche Technik sie dabei verwendet, macht Gisela Mott-Dreizler vom Inhalt abhängig. Das erfordert und schafft ein hohes Maß an Flexibilität und künstlerischer Raffinesse.

Ganz anders, aber von ähnlichen Gedanken und Sinneseindrücken beseelt, sind die Arbeiten von **Solvej Krüger**. Ihre Strandgut-Plastiken aus Holz, rostigen Drähten, Knochen und Kunststofffragmenten – Beute(l)gut, wie sie es nennt, weil ihre Beutestücke

vom Strand über einen Beutel zur Weiterverarbeitung ins Atelier gelangen - bleiben zwar in der Urform erhalten, werden aber in einen neuen, eigenständigen Deutungszusammenhang gestellt. Wohlstandsmüll und über Bord Gegangenes wird im besten Wortsinn aufgelesen. So entstehen fantastische Wesen und Typen, die an Märchen, Mythen, Legenden und Fabeln aus Literatur, Dichtung und Geschichte erinnern und doch ein Spiegelbild unserer Zeit sind.

Es gibt Strandabschnitte auf der Welt, da denken Sie nur, im Sand zu liegen. In Wirklichkeit besteht der bereits zu 50 Prozent aus Plastik – von Wellen und Wind bis zur Unkenntlichkeit zerrieben. Da ist sie wieder – die andere Realität. Ganz weg kriegt man sie nie.

**Ulla Knütel** findet ihre Motive nicht am Strand, sondern bei der Arbeit, zeichnet sie mit leichter Hand in ihre kleinteiligen Aquarelle hinein. Die erzählen keine Geschichten, aber es finden Geschichten in ihnen statt. Und wenn am Ende Jorinde und Joringel dabei herauskommen, dann ist das eben so. Sich vom freien Spiel der Kräfte, von Farben und Formen leiten zu lassen, macht die Sache allerdings nicht einfacher. - Im Gegenteil: Es ist ein ständiger, gefährlicher Balanceakt, den der unvergessliche Siegwald Spröte einmal mit den Worten „Wenn der Zufall abnimmt, nimmt der Abfall zu“ beschrieben hat.

Gegenständlich und doch wieder nicht präsentieren sich die Arbeiten von **Christoph Fischer**. Das liegt daran, dass Fischer einen Nagel braucht, an dem er seinen Mantel aufhängen kann. Dieser Nagel ist die Natur. Doch kann der Mantel, um im Bild zu bleiben, schon mal Gogolsche Dimensionen annehmen. In seinen Werkgruppen geht es immer auch um Gegensätze, um eine bildliche Symbolik, zum Beispiel, wenn die Oberfläche – also etwa ein Boot – auf die Unterwelt, die Tiefe, den Fisch trifft. Neuerdings finden auch Wächter Eingang in Fischers Oeuvre.

Auf die Frage, warum, antwortet er mit ähnlichen Worten wie **Linda Hamkens**: „Vielleicht, weil wir sie nötig haben“ und schlägt einen Bogen in die reale Welt, die uns oft genug mit einem Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit zurücklässt. Wie Fischer will auch Hamkens den Betrachter mit ihren Skulpturen zu eigenen Bildern und Fantasien anregen. Nur löst sie sich dabei stärker von der figürlichen Bildhauerei und schafft sich eigene Fabelwesen wie den „Nachtmahr“ oder das „Sternenkind“.

**Otto Beckmanns** sieben Zwerge verstecken sich in einem Suchbild. Das besteht aus alten Einladungskarten, die er übermalt, überstempelt und neu zusammengefügt hat. Woher das kommt und wohin es führt? „Keine Ahnung“, sagt Beckmann mit wegwerfender Geste.

Unten auf dem Bild ist ein Blech aufgeschraubt. Ein Fundstück aus der Werkstatt von Reinhard Scheuble, das ihn sofort an Schneewittchen erinnert und dann auch das Thema dominiert habe - „eine Art Zwergen-Domina“. Und wie nebenbei erfahren wir, „wo einst die sieben Zwerge hausten“.

Szenenwechsel: Dieser seltsame Typ, der da in einer Art Kampfanzug bis zur Hüfte im Wasser steht, ist doch an Symbolik kaum noch zu überbieten. „Versuch, das Meer bunt zu malen“ ist eine düstere Vision. Kann man das vergiftete Meer bald nur noch in hermetisch geschlossener Schutzkleidung betreten? - Und wenn es irgendwann flächendeckend zum Himmel stinkt, kommen dann tatsächlich von Staatsseite oder von der Wirtschaft bestellte Anstreicher daher, um die graue Plörre wieder aufzuhübschen? Beckmann fürchtet das. Was für ein abendländisches Endergebnis.



Tatsächlich? War's das schon? Nein, nicht ganz. Einer fehlt noch, einer muss noch rein in diesen vielfältigen, aber nicht immer bunten Reigen. Auch **Hans-Ruprecht Leiß** begleiten Fabelgestalten schon ein Leben lang. Ich weiß das. Ich bin mit ihm zur Schule gegangen. Es sei schon so viel gesagt worden über seine Arbeit, stöhnt er, als auch ich die unvermeidliche Frage stelle. Offenbar nicht genug, denn was dann kommt, ist eine Art Blaupause zu dieser Ausstellung. Märchenhaft, fabelhaft und doch real seien seine Bilder – wie die Realität, die uns nicht umgibt, sondern jeden von uns auf ihre Weise durchdringt. „What's real?“ Diese Frage hätten schon die Beatles gestellt. „Wir haben dafür Maßstäbe eingerichtet: Größe, Dauer, Zeit – provisorische Kennzeichnungen, um überhaupt lebensfähig zu sein, haben Farben benannt und sie Gegenständen zugeordnet. Unser komplettes Lebensumfeld – vom tiefsten Tiefseeegraben bis zum entlegensten Lichtpunkt in den Weiten des Firmaments haben wir diesen Maßstäbe, unsere Vorstellungen von Wirklichkeit, unterworfen. Und in unserer Hybris nennen wir dieses Weltbild Realität.“

Wie viele anderen Arbeiten dieser Ausstellung widersprechen auch die von Rups Leiß dieser Vorstellung grundlegend und programmatisch. Sie stellen die Dogmen einer menschengemachten Realität in Frage und versprühen den Odem von Freiheit in der Wahl der Perspektive und Zusammenhänge – zu Wasser, zu Lande und in der Luft, ja sogar im

Äther. Dabei bleibt nichts ausgespart, keine scheinbar noch so abstruse Parabel, kein noch so hinkender Vergleich.

Und damit es den Betrachter erfreut und verführt, kommt das Ganze in einem ästhetischen Gewand mit kleinen Angelhäkchen daher.

„Basta“, sagt Leiß.

Basta?

Nein!

Sie erinnern sich an das Eingangszitat aus Storms Sagen-Sammlung:

„Gibt es hier Hünengräber?“, fragt der Sachse.

„Nein“, antwortet der Schäfer, „nur Foßlöcher“.

Was heißt hier „nur“.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit

St. Peter-Ording, Strandkorbhalle, 2.Juli 2016